Nr. 51. Sonntag, 18. Dezember. Jahrgang 1910.

Lundja-Mana.

Nach einem Tagebuche von Walter Kabel.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Am vierten Abend nach jener Nacht, in der Erich vor dem Bilde seiner Braut Besserung gelobte, hatte ich dann eine Begegnung, die wieder neue, noch schwerere Sorgen auf meine Seele lud. Ich war mit meiner Büchse am Ufer des nahen Flüßchens entlang gepirscht, um womöglich einen Panther, der die Hütten unserer Arbeiter häufig umschlich und schon manches Zicklein geraubt hatte, zum Schuß zu bekommen. Hasso führte ich an der Leine mit mir, da ich fürchtete, der Hund könnte beim Umherstreifen in dem dichten Unterholz von einer der hier recht zahlreichen Giftschlangen gebissen werden. Plötzlich, ich schritt gerade auf einem schmalen Pfade in dem Röhricht dahin, den wahrscheinlich Elefanten ausgetreten hatten, blieb der Wolfsspitz mit gesträubtem Rückenhaar stehen und starrte unverwandt in das undurchdringliche Gestrüpp, wobei er jene knurrenden Laute ausstieß, mit denen das gut dressierte Tier stets vor einer drohenden Gefahr zu warnen pflegte. Blitzschnell hatte ich den Kugellauf meines Gewehrs entsichert und durchforschte nun aufmerksam mit den Augen jene Stelle, hinter deren grünem Blättervorhang ohne Zweifel irgend ein verdächtiges Wesen lauerte. Aber vergebens suchten meine Blicke das Unterholz zu durchdringen. Schließlich hob ich die Büchse an die Schulter und zielte nach jener Richtung, als ob ich aufs geradewohl eine Kugel dem unbekannten Feinde entgegensenden wollte. Das half.

„Sahib (Herr), schießt nicht!", ertönte es jetzt mit einem Mal hinter dem dichten Blätterdach in gebrochenem Englisch hervor. „Ich bin's, Sarka-Mana, der Fakir, den Ihr im Dorfe Goldari vor sechs Tagen gesehen habt."

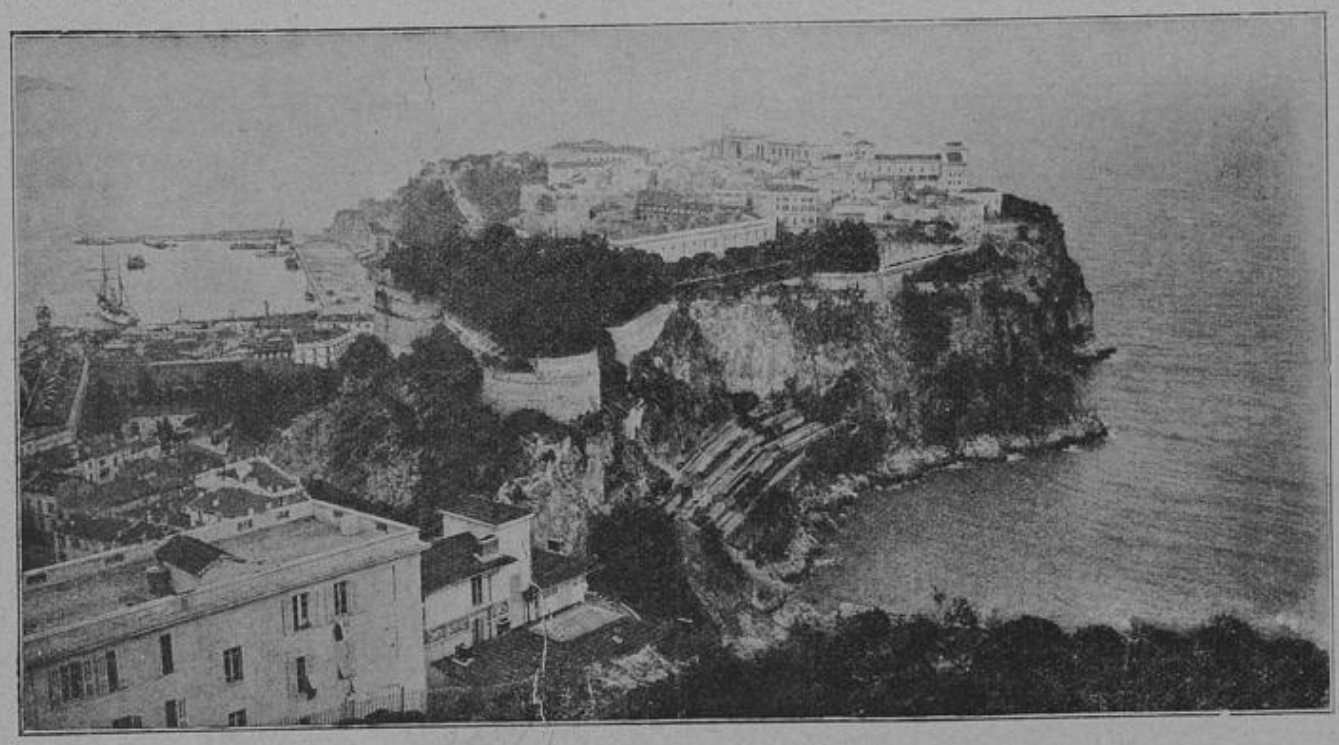
Und wenige Augenblicke später stand der alte Indier vor mir auf dem engen Elefantenpfade.

„Was treibst du hier?...", fragte ich mißtrauisch und musterte die hagere, braune Gestalt nicht gerade freundlich. Auch Hasso knurrte den Indier höchst bedenklich an.

„Sahib, Ihr werdet einem alten Manne eine Frage erlauben", bat er unterwürfig. „Wo hat Sahib Kieselowsky meine Enkelin hingebracht...? Sie ist seit vorgestern Nacht verschwunden und nur er kann sie mir entführt haben, mir und ihrem Verlobten Dama-Schenk, meinem Gehilfen."

Bei dieser Nachricht fuhr ich erschreckt zusammen, faßte mich aber schnell und erwiderte möglichst ruhig:

„Ich kann nicht glauben, was du mir da eben von meinem



Blick auf Monaco.

Freunde erzählst, Sarka-Mana. Woher willst du auch wissen, daß gerade Sahib Kieselowsky das Mädchen fortgebracht hat und jetzt irgendwo verbirgt...?"

„Ich weiß es, Sahib. Wir Fakire wissen mehr als andere Sterbliche, viel mehr," antwortete er ohne Prahlerei. „Und auch meine Enkelin werde ich finden, wenn nur erst der Vollmond über meinem Haupte leuchtet. Für den Sahib-Freund aber wäre es besser, wenn er Lundja-Mana mir sofort wiedergibt — sofort...!" fügte er mit einem drohenden Aufblitzen seiner dunklen Fanatikeraugen hinzu. Darauf schlüpfte er ohne jeden weiteren Gang in das Gestrüpp zurück.

Da mir diese Begegnung jede Freude an der Fortsetzung meines Pirschganges gründlich verdorben hatte, kehrte ich heim, allerdings mit der festen Absicht, Erich noch heute ernstlich ins Gewissen zu reden und zu warnen, mochte daraus auch vielleicht ein völliger Bruch zwischen uns beiden entstehen.

Ich habe meinem Freunde dann auch wirklich wiederholt, was der alte Fakir gesprochen hatte, habe ihm vorgestellt, wie gefährlich es gerade in Indien für ihn sei, die Rache eines beleidigten Verwandten und eines betrogenen Verlobten herauszufordern.

Stumm, den Kopf in die Hand gestützt, hörte Erich, der vor mir am Tische saß, meine Worte an. Jetzt, wo sein Gesicht von dem Schein der Lampe so scharf beleuchtet wurde, bemerkte ich erst den Zug wildester Verzweiflung um seine fest zusammengekniffenen Lippen. Und da überkam mich plötzlich ein tiefes Mitleid... Warm legte ich ihm die Hand auf die Schulter...

„Erich, folge meinem Rat: Mache dich frei von diesem Mädchen — so bald als möglich, und fliehe — irgendwohin, wo du Zerstreuung, Ablenkung findest! Glaube mir: dein Leben schwebt in Gefahr! In den unheimlichen Augen des alten Fakirs war nichts Gutes zu lesen."

Da sagte er mit dumpfer Stimme: „Denke von mir, was du willst.... Ich kann von Lundja-Mana nicht lassen, werde sie später auch mit mir nach Europa nehmen... Möglich, daß ich an dieser Liebe zugrunde gehe. Aber auch das ist mir gleichgültig. Ich bin eben nicht mehr derselbe Mensch geblieben, lebe jetzt wie in einem fortwährenden Rausch, kenne mich selbst kaum noch." Und leise fügte er nach einer Pause hinzu: „Eigentlich bin ich ja mehr zu bedauern, wie zu verdammen..."

„So rasse dich doch auf, nimm einmal all deine Energie zusammen, um von diesem Weibe loszukommen!"

„Ich kann nicht . . . kann nicht!" Und ein verzweifeltes Stöhnen war der Nachhall dieser trostlosen Worte.

Was jetzt vor mir am Tische saß und mit halb irren Augen nach dem Bilde Leni Bergers hinstarrte, stellte nur noch eine klägliche Ruine des einst so schaffensfrohen, frischen Mannes dar. Unendliches Erbarmen machte mir da das Herz weich. Aber ich schwieg. Eins jedoch stand bei mir fest: Am nächsten Morgen würde ich meinen armen Freund, und wenn es gewaltsam geschehen müßte, mit mir nach Luknor nehmen und ihn dort einem Nervenarzt übergeben. Denn daß Erichs Geist nicht mehr ganz normal sein konnte, hatte mir diese Aussprache nur zu deutlich gezeigt.

Es sollte nicht sein. Das Schicksal wollte es anders. Um fünf Uhr früh begann mit einem Male — auf unserem verlorenen Posten eine Seltenheit — der auf einem kleinen Wandbrett angebrachte Telegraph zu klappern. Ein langer Papierstreifen, mit Punkten und Strichen bedeckt, rollte sich ab. Er brachte die überraschende Nachricht, daß am nächsten Tage Rajah Sadani mit einem zahlreichen Gefolge auf unserer Station eintreffen würde, um zu Ehren seines Gastes, des Vizekönigs von Indien, Tigerjagden in dem wildreichen Revier abzuhalten. Zu gleicher Zeit wollte der Fürst dann auch den bisher fertiggestellten Teil der Bahnstrecke besichtigen.

Unter diesen Umständen war natürlich an eine Fahrt nach Luknor gar nicht zu denken zumal wir damit rechnen mußten, daß der Reisemarschall des Rajahs schon heute mit dem üblichen riesigen Troß anlangen würde, um das Zeltlager, besser die Zeltstadt für seinen Gebieter mit all dem märchenhaften, farbenprächtigen Prunk aufzuschlagen, den wir schon einmal zu bewundern Gelegenheit gehabt hatten. Und wirklich — mittags tauchte aus dem westlichen Dschungel eine endlose Reihe von hochbepackten Elefanten auf und einige Stunden später war bereits auf dem etwa fünfhundert Meter von unserem Häuschen entfernten, langgestreckten und mit schattigen Palmen bestandenen Hügel eine Unzahl Diener mit dem Errichten der aus schwerer Seide bestehenden Zelte beschäftigt. Für uns gab es natürlich gleichfalls alle Hände voll zu tun, so daß ich nicht viel Zeit hatte, trüben Gedanken nachzuhängen. Als ich dann — mein Freund wollte inzwischen unsere Garderobe für den Empfang des Fürsten einer wahrscheinlich sehr notwendigen Prüfung unterziehen — gegen Abend in unserem kleinen, gemütlichen Heim erschien, meldete mir mein Diener, daß Sahib Kieselowsky fortgeritten sei und mir sagen ließe, ich sollte mit der Abendmahlzeit nicht auf ihn warten.

Es fiel mir bei dieser Nachricht wirklich schwer, meine Enttäuschung zu verbergen. Denn wohin Erich seinen flinken Braunen gelenkt hatte, wußte ich genau — eben dorthin, wo er Lundja Mana verborgen hielt. Er hatte also der Versuchung trotz der gestrigen Aussprache nicht widerstehen können.

So aß ich denn allein und mit recht schlechtem Appetit. Die meisten Stücke des vortrefflichen Brathuhnes bekam Hasso, der bei all seinen Seelenschmerzen um die verlorene Zuneigung seines Herrn wie immer einen recht anständigen Hunger entwickelte. — Ich hatte die Tür des Häuschen offen gelassen und konnte daher von meinem Platze aus einen großen Teil der Gegend, durch die sich der frisch aufgeschüttete Eisenbahndamm wie ein braungelber Streifen hindurchzog, bequem überblicken. Wie ich noch so in Gedanken versunken in das abwechselungsreiche Landschaftsbild hinausschaute, erschienen plötzlich in der Tür zwei lange, hagere Gestalten, die nach bescheidenem Gruß draußen stehen blieben. Es war Sarka-Mana, der Fakir, und sein Gehilfe Dama-Schenk.

„Sahib, verzeiht die Störung," begann der Alte. „Wir möchten Euern Sahib-Freund sprechen."

„Mein Freund ist ausgeritten," entgegnete ich der Wahrheit gemäß und streichelte gleichzeitig beruhigend den wütenden Hasso, der sich schon zum Sprunge zusammengeduckt hatte. Fraglos waren die beiden Indier dem klugen Tiere äußerst unsympathisch.

Sarka-Manas Augen glitten inzwischen blitzschnell und seltsam prüfend über die Einrichtung unseres Häuschens hin.

„Sahib," bat er dann in demselben unterwürfigen Tone, „ich möchte Euch allein etwas sagen — Euch allein." Und dabei schaute er bezeichnend nach meinem Diener hin, der eben die Teller wegräumte. Nachdem dieser von mir hinausgeschickt war, fuhr der alte Fakir mit leiser, eindringlicher Stimme fort:

„Sahib Mundja-Mana, meine Enkelin, ist noch immer nicht zu uns zurückgekehrt. Aber in der ersten Vollmondnacht gehört sie wieder uns, nur uns! — Mag Sahib Kieselowsky dem Mädchen das bestellen von mir, ihrem Großvater."

„Und weiter wünscht Ihr nichts?" fragte ich kurz, um die braunen, unbequemen Gesellen endlich loszuwerden.

„Nichts, Sahib . . Nur vergeßt nicht: In der ersten Vollmondnacht kehrt Lundja-Mana für immer zurück."

Als ich allein war, grübelte ich doch unwillkürlich über des Alten rätselhafte Worte nach. Schließlich zog ich meinen Taschenbuchkalender hervor, um nachzusehen, an welchem Tage wir die volle Mondscheibe zu erwarten hatten. Am Freitag, und heute war Mittwoch. Also noch zwei Tage. . . Sie vergingen infolge der Abwechselung, die der Besuch des Rajahs mit sich brachte, wie im Fluge. Mein Freund aber fand immer noch Zeit, mehrere Stunden der Nacht seinen geheimnisvollen Ausflügen zu opfern, deren Ziel mir auch jetzt noch unbekannt war. Gewiß — ich hatte Erich den Auftrag des alten Fakirs getreulich ausgerichtet, jedoch nicht das Geringste damit erreicht. Als einzige Antwort bekam ich von ihm zu hören:

„Mag Sarka-Mana seine Enkelin nur suchen! — Im übrigen, Fritz — überlaß mich nur meinem Schicksal. Mir ist doch nicht mehr zu helfen. . ." —

Für den Freitag hatten wir eine Einladung des Rajahs zur Mittagstafel erhalten. Diese fanden wir in dem großen Wohnzelte aufs prunkvollste gedeckt und mit einer schier erdrückenden Menge silberner und goldener Tafelgeräte bestellt. Der Fürst, ein noch junger Mann mit fast europäischem Gesichtsschnitt und ganz heller Hautfarbe, behandelte uns mit großer Liebenswürdigkeit und unterhielt sich besonders eifrig mit meinem Freunde, dessen echt germanische Erscheinung — Erich war ein wahrer blonder Hüne — ihm offenbar sehr gefiel.

Nach Tisch wurden die elfenbeinverzierten Ebenholzstühle, auf denen der Rajah und sein vornehmer Gast, der Vizekönig von Indien, gesessen hatten, vor das Zelt unter den baldachinartigen Vorbau getragen, während für uns und

das fürstliche Gefolge elegante Feldstühle in einem Halbkreise schon bereit standen. Der Boden war weithin mit schweren Teppichen belegt und auf dieser Bühne begann jetzt eine Schar von phantastisch aufgeputzten Tänzerinnen unter den Klängen einer indischen Nationalkapelle, deren meist guitarrenähnliche Instrumente seltsam weiche, einschmeichelnde Töne hervorbrachten, ihre sinnverwirrenden, von Leidenschaften durchglühten Reigen vorzuführen. Inzwischen reichten Diener Mokka, Zigarren, Zigaretten und die feinsten Liköre herum, und ebenso konnte man auf Wunsch auch weiter eisgekühlte Getränke aller Art erhalten.

Nachdem die Tänzerinnen, denen der Rajah als Zeichen seines Beifalls eine Handvoll Goldmünzen zugeworfen hatte, verschwunden waren, erschienen in dem von den Zuschauern gebildeten Kreise zu meinem nicht geringen Erstaunen plötzlich Sarka-Mana, der Fakir, und sein Gehilfe, Dama-Schenk, beide heute in ihrem Aeußeren so vollständig verwandelt, daß ich sie erst bei genauerem Hinsehen wiedererkannte. Ihre zerrissenen, beschmutzten Lumpen hatten sie mit hellen, mit Seidentroddeln reich verzierten, hellen Mänteln vertauscht, die ihre schlanken Gestalten sehr vorteilhaft kleideten. Das Handwerkzeug zu ihren Kunststücken wurde ihnen von zwei Dienern in einem großen, viereckigen Weidenkorbe nachgetragen. In der Mitte des Kreises machten sie Halt und verbeugten sich mit über der Brust gekreuzten Armen tief vor dem Fürsten. Dieser wandte sich jetzt an meinen Freund, der einige Schritte von dem Rajah entfernt neben mir saß. . .

„Ich hoffe Ihnen heute etwas ganz Besonderes darbieten zu können. Gewöhnlich zeigt Sarka-Mana, der zu den berühmtesten Mitgliedern der Fakir-Sekte gehört, der großen Menge nur jene alltäglichen Gauklerstückchen, wie Sie und Ihr Freund sie wohl schon in Ihrem Vaterlande gesehen haben werden — allerdings dort nur von Leuten, die sich zu Unrecht indische Fakire nennen. Denn ein richtiges Mitglied der Fakir-Sekte darf nach seinen Ordensregeln seine Heimat nie verlassen."

„Wir sind Hoheit zu größtem Dank für die Einladung zu dieser Vorführung verpflichtet," erwiderte Erich mit höflicher Verbeugung. „Ganz besonders deswegen, weil ich noch nie — auch hier in Indien nicht — einen Fakir gefunden habe, dessen Leistungen nicht ein mittelmäßiger europäischer Taschenspieler übertroffen hätte. Jedenfalls vermochte ich bisher nicht zu begreifen, wie selbst aufgeklärte Männer der Wissenschaft daran glauben konnten, daß die Fakir über übernatürliche Fähigkeiten verfügen."

Das Gesicht Rajahs war plötzlich merkwürdig ernst geworden.

„Sie werden anders denken lernen, noch heute! — Seien Sie überzeugt! Mein Leibarzt Dr. Schusterius gehörte auch zu den Zweiflern. Vielleicht sprechen Sie einmal mit ihm über das Thema, wenn Sie Sarka-Mana . . . angestaunt haben — denn das werden Sie sicher tun."

Dann winkte der Fürst dem alten Fakir, der anscheinend völlig teilnahmslos dagestanden hatte, mit der Hand zu.

Bevor ich nun völlig wahrheitsgetreu schildere, was wir an jenem Freitag an unerklärlichen Rätseln zu sehen bekamen, möchte ich noch bemerken, daß sich alles dicht vor unseren Augen bei hellstem Tageslichte abspielte, während Sarka-Mana und sein Gehilfe von einem dichten Ringe von Zuschauern eingeschlossen waren — also unter Bedingungen wie sie zur Vorführung von bloßen Taschenspieler-Kunststückchen gar nicht ungünstiger sein konnten.

Der alte Fakir begann sein Programm sofort mit einem Experiment, das meine Zweifelsucht sehr stark ins Wanken brachte. Er entnahm dem Weidenkorbe einen langen buntfarbigen Seidenschleier, schwenkte ihn einige Male in der Luft hin und her und wirbelte ihn dann um einen, vielleicht einen Meter langen dünnen Ast, an dem sich noch frische grüne Blätter befanden. Den so vollkommen eingehüllten Zweig legte er dicht vor den Füßen des Vizekönigs nieder und trat dann zurück — alles, ohne auch nur ein einziges Wort zu sprechen. Hierauf reichte ihm sein Gehilfe Dama-Schenk eine Flöte, auf der er eine für meine Ohren äußerst unmelodische Tanzweise zu spielen begann. Plötzlich fing der in dem Seidenschleier eingewickelte Zweig an, sich zu bewegen, erst wenig, dann immer heftiger, bis sich das Seidenbündel mit einem Male kerzengerade aufrichtete und aus den Falten des herabsinkenden Schleiers sich der glatte Kopf und der halbe Leib einer Kobra, einer der gefährlichsten Giftschlangen Indiens, herausschälte. Manchem der Anwesenden blieb sicher beim Anblick das Herz vor Schrecken einen Moment stehen. Denn die Gefahr, für den Vizekönig und den Fürsten, vor denen das Reptil sich jetzt hoch aufgerichtet hin und herwand, war zweifellos keine geringe. Und ich sah es dem ersteren auch an, welche Ueberwindung es ihn kostete, weiter in dieser verderbenbringenden Nachbarschaft auszuharren.

Sarka-Manas Flötenspiel ging jetzt in ein immer schnelleres Tempo über. Und wie magnetisch von den Tönen angezogen, bewegte sich die Kobra nun langsam auf den alten Fakir zu, der sich inzwischen mit unterschlagenen Beinen auf dem kostbaren, dicken Perserteppich niedergelassen hatte. Immer näher schlängelte sich das gefährliche Reptil, immer näher, bis es so dicht vor dem Flötenspieler lag, daß er es bequem mit der Hand erreichen konnte. Was nun folgte, geschah so blitzschnell, daß ich die Einzelheiten des Vorganges nicht klar zu übersehen vermochte. Jedenfalls griff Sarka-Mana plötzlich mit der Rechten nach der Kobra und schwenkte schon im nächsten Augenblick denselben belaubten Zweig in der Hand, den er vorhin in den seidenen Schleier eingehüllt hatte. Die Schlange aber war spurlos verschwunden....

Keine Beifallsäußerung wurde laut. Gegenüber dieser verblüffenden Darbietung blieb ein jeder stumm, schaute nur mit staunender Bewunderung auf Sarka-Mana, der mit kühler Gelassenheit bereits die Vorbereitungen zu der zweiten Nummer seines Programmes traf. Dama-Schenk mußte ihm jetzt den rechten, völlig entblößten Arm bis hinauf zur Achsel mit großen Stücken einer trockenen Moosart umwickeln, die wegen ihres starken Harzgehaltes sehr gut brennt und die wir beim Bahnbau ebenfalls regelmäßig zum Anheizen unserer eisernen Oefen benutzten, in denen die Schienenbolzen ausgeglüht wurden. Nachdem der Arm dicht mit diesem Brennmaterial umgeben worden war, ließ Sarka-Mana sich abermals auf den Teppich nieder und streckte den eingehüllten Arm über ein eisernes Becken aus, in dem ein kleines Häufchen Holzkohlen schwelte. Mit einem Mal brannte die Moosbandage lichterloh und es vergingen gut drei Minuten, bis die letzten Stückchen des verkohlten Mooses in das Becken hinabfielen. Dann erhob sich der alte Indier, kam geradewegs auf uns zu und blieb vor Erich stehen, dem er nun seinen völlig unversehrten Arm entgegenstreckte . . .

„Mag einer der Zauberer Eurer Heimat, Sahib, mir das nachmachen," meinte er stolz und kehrte dann wieder in die Mitte des Kreises zurück.

Erich sagte nichts, schaute mit gefurchter Stirn vor sich hin, als ob er darüber nachgrübelte, auf welche Weise der Fakir wohl seinen Arm zu solcher Unverwundbarkeit hatte präparieren können. Und doch fühlte ich, daß seine nachdenkliche Ruhe nichts als eine Maske war, hinter der er sein hier durchaus gerechtfertigtes Staunen zu verbergen suchte. Schon wollte ich leise eine Frage an ihn richten, als Sarka-Manas Stimme mich davon abbrachte.

„Erhabener Fürst", ließ sich der Alte vernehmen, „in längst entschwundenen Zeiten, als noch die Götter auf Erden wandelten, gaben sie einem meiner Ahnen die Macht, Böse zu strafen und Gute zu belohnen. Und diese Macht ist auch auf mich übergegangen, auf Sarka-Mana, den letzten meines Geschlechtes. Hier diesen Pfeil werde ich nachher in die Luft versenden und derselbe Pfeil wird, aus den Wolken herabfallend, den treffen, der sich nicht scheut, im reinen Lichte des Vollmondes mit schwer belastetem Gewissen einherzuwandeln. Wann dieser strafende Pfeil einen für das Strafgericht der Götter Gezeichneten erreichen wird — ich weiß es nicht. Sicherlich aber geschieht es nur, wenn das leuchtende Gestirn der Nacht uns sein volles Antlitz zeigt. Darum, wer sich schuldig fühlt, der mache gut, was er begangen. Noch ist es Zeit! Zum Monde hinauf steigt mein Geschoß und der Mond versendet es wieder. Eine reine Seele schützt allein vor ihm. Haltet Eure Seele rein!"

„Unsinniges Gewäsch!" meinte Erich ironisch die Achseln zuckend, als Sarka-Mana jetzt schwieg. Mir aber waren plötzlich die geheimnisvollen Worte eingefallen, die der alte Indier zweimal zu mir gesprochen hatte — auf dem engen Elefantenpfade im Dschungel und dann vor der Tür unseres Häuschens. Und beim letzten Male hatte er, wie ich mich nur zu gut besann, wörtlich gesagt: „In der ersten Vollmondnacht kehrt Ludja-Mana für immer zu uns zurück." — Und jetzt spielte der Vollmond in seiner rätselhaften Ansprache ebenfalls eine so wichtige Rolle!

Ein unbehagliches Gefühl beschlich mich da plötzlich, etwas wie aufsteigende Angst, die mein Herz unruhig klopfen ließ.

Und doch konnte ich mir keine Rechenschaft darüber geben, welchen Einflüssen diese Furchtempfindung war. —

Indessen hatte der Fakir dem Rajah den Pfeil mit der Bitte überreicht, auf eins der weißen, an dem Schaft befestigten Bänder einige Zeichen zu machen. Als zweiter schrieb dann der Vizekönig mit einem Bleistift einige Worte auf einen der schmalen Zeugstreifen. Jetzt kam Sarka-Mana mit dem auf diese Weise gekennzeichneten Geschoß zu uns herüber und hielt es meinem Freunde hin. Dabei bückte er sich tief zu dessen Ohr hinab und flüsterte ganz leise, so daß nur ich, der neben Erich saß, ihn gleichzeitig verstehen konnte . . .

„Sahib, wenn Lundja-Mana nicht bis Mitternacht bei uns ist, dann habt Ihr die Strafe der Götter zu fürchten."

Erich lachte dazu nur höhnisch auf und antwortete mit einem englischen Schimpfwort, das man am besten mit „Alter Halunke" übersetzt. Dann zog er einen Bleistift hervor, breitete eines der Bänder des Pfeiles über das Knie und schrieb trotzig mit großen Buchstaben darauf „Lundja-Mana".

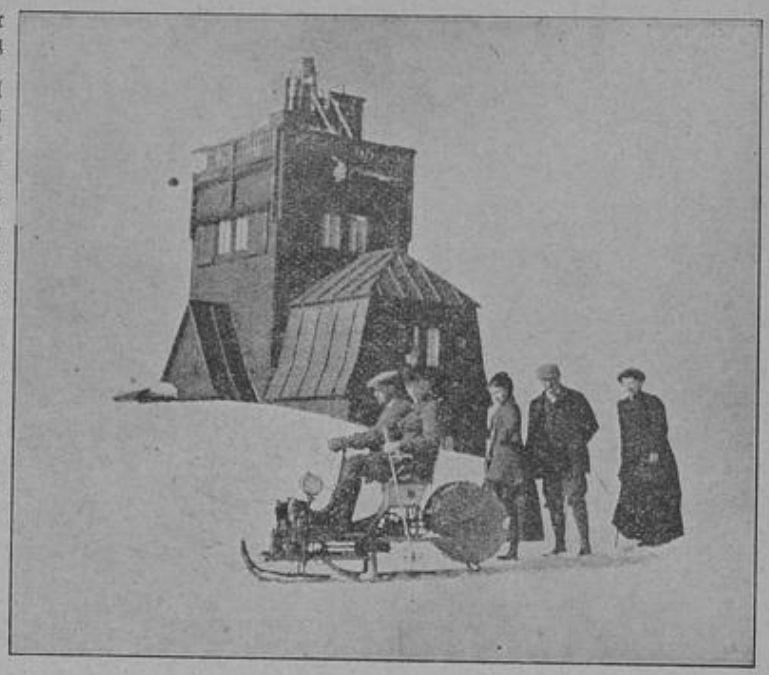
Schweigend ging der Fakir in die Mitte des Kreises zurück, legte den Pfeil auf die Bogensehne und schoß ihn senkrecht in die klare, sonnendurchstrahlte Luft hinaus. Und der Pfeil stieg höher und höher, während seine weißen Bänder hin- und herflatterten, wurde immer kleiner, bis er schließlich im Aether verschwand. Aber vergebens warteten wir darauf, daß das Geschoß, dem Gesetze der Schwere folgend, wieder zur Erde herabsinken würde. So viele Augen auch nach ihm ausspähten, niemand erblickte es — wenigstens vorläufig nicht!

Unwillkürlich schaute ich in diesem Moment zu dem Rajah hinüber. Und da bemerkte ich deutlich in dem bronzefarbenen Gesicht des jungen Fürsten ein eigentümliches Lächeln, das fraglos meinem Freund allein galt, dessen Mienen jetzt nichts mehr von jener spöttischen Ueberlegenheit verrieten, mit der er vorher die indischen Fakire auf eine Stufe mit den europäischen Zauberkünstlern gestellt hatte. Im Gegenteil — Erichs Antlitz war mit einem Male aschfahl geworden, und als ich die Richtung seiner Blicke verfolgte, merkte ich, daß sich die seinen mit denen Dama-Schenks wie Degenklingen in tödlichem Hasse kreuzten.

Da rief auch schon der Rajah zu uns herüber . . .

„Nun, Master Kieselowsky, was sagen Sie jetzt . . .?"

Erich faßte sich schnell. Zu meinem großen Befremden antwortete er offenbar gegen seine bessere Ueberzeugung . . .



Der erste Automobilschlitten auf der Schneekoppe.

„Ich bewundere ehrlich den hohen Grad von Vollkommenheit der Taschenspielerkunststücke Sarka-Manas, Hoheit. Etwas Außergewöhnliches kann ich aber auch jetzt nicht dabei finden."

Der Fürst schüttelte leicht, wie ungeduldig, den Kopf.

„Ich stelle Ihnen gern meine gesamte Dienerschaft zur Verfügung. Lassen Sie die Umgebung aufs sorgfältigste nach dem Pfeil absuchen — niemand wird ihn entdecken, niemand! — Ich sehe dieses Experiment nicht zum ersten Mal von dem Fakir, weiß auch, wie es gewöhnlich endet," fügte er plötzlich sehr ernst hinzu.

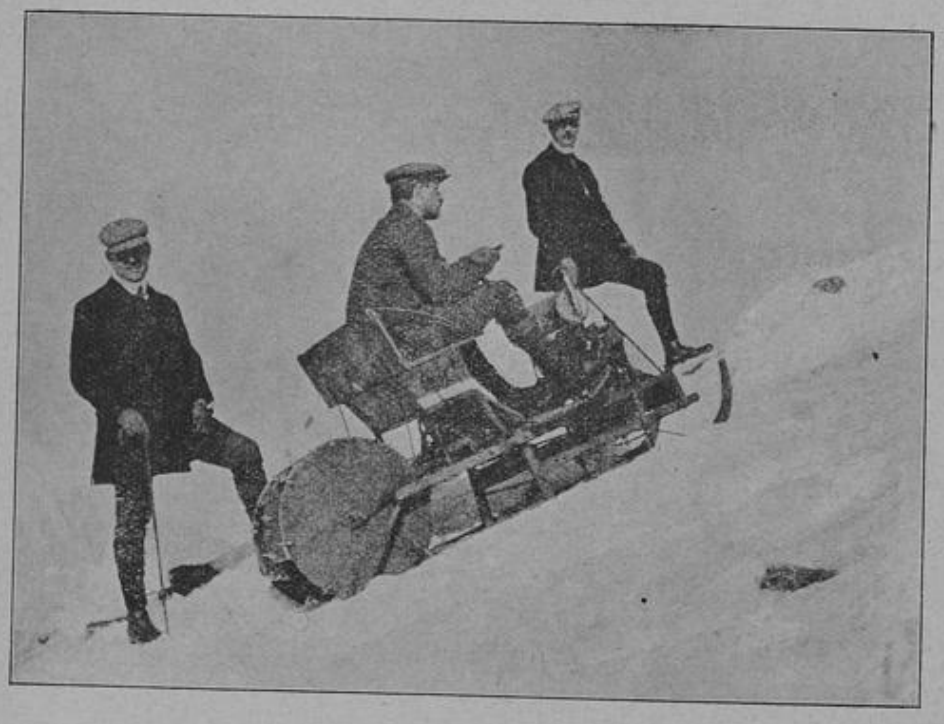
„Hoheit würden mich sehr zu Dank verpflichten, wenn ich über diesen Ausgang des angeblichen Strafgerichts Näheres erfahren könnte," meinte Erich jetzt mit wirklichem Interesse.

Doch Rajah Sadani ließ sich zu weiteren Erklärungen nicht herbei.

„Sie würden meinen Worten ja doch nicht glauben, wo nicht einmal der Augenschein Sie von den unerklärlichen Fähigkeiten Sarka-Manas hat überzeugen können," meinte er bestimmt und gab dann dem Fakir ein Zeichen, mit seinen Vorführungen fortzufahren.

Dama-Schenk entleerte nun den großen, mit einem Deckel versehenen Weidenkorb, in dem die verschiedenartigen Requisiten des Fakirs lagen, seines Inhalts, zeigte, daß der Korb tatsächlich auch nicht die geringste Kleinigkeit mehr enthielt und breitete dann wieder den flachen Deckel darüber.

So blieb der Korb eine ganze Weile auf dem dicken Teppich unberührt stehen, während Sarka-Mana und Dama-Schenk einige Meter davon bewegungslos wie die Statuen in aufrechter Haltung verharrten. Dann flog plötzlich der Deckel zur Seite und in dem nunmehr offenen Korbe richtete sich langsam eine weibliche, mit bunten Seidengewändern bekleidete schlanke Gestalt auf — eine Gestalt, die vollkommen Lundja-Mana, der Enkelin des alten Fakirs, glich. Ich erkannte sie sofort wieder. Eine Täuschung war hier gänzlich ausgeschlossen. Und niemals werde ich das totestraurige Lächeln verges-

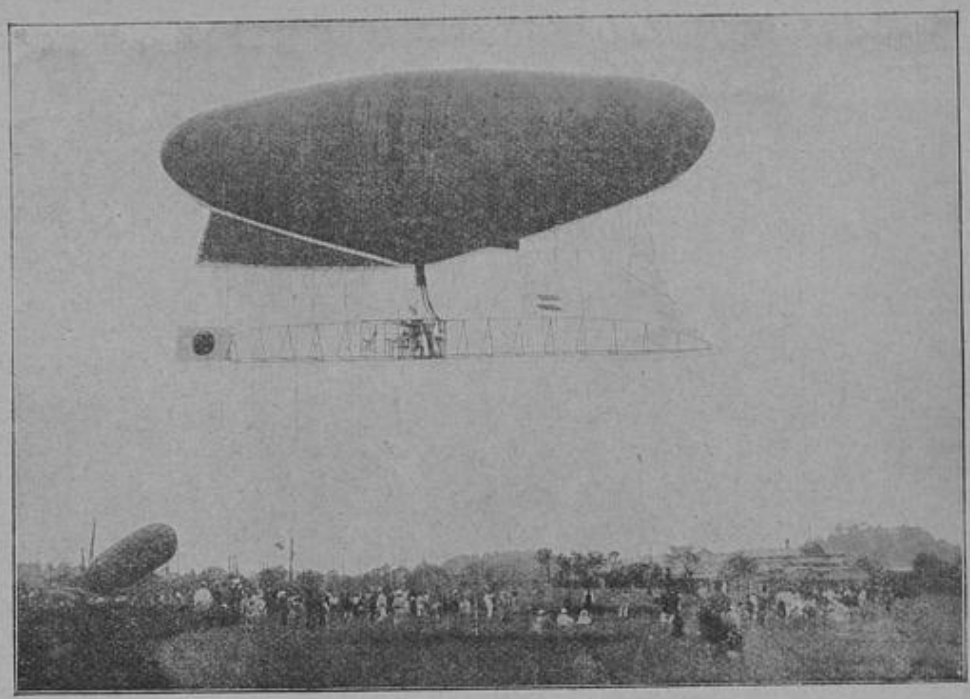


Mit dem Automobilschlitten auf die Schneekoppe.

sen, mit dem die schöne Indierin jetzt meinen Freund anschaute . . .

Erich saß schwer atmend, fast leuchtend, neben mir, den Oberkörper weit nach vorn gebeugt und seine stieren Blicke verfolgten jede Bewegung der — sagen wir — der Erscheinung, während sein Gesicht sich nun langsam mit einer grünlichen Blässe überzog . . .

Die Szene in der Mitte des Zuschauerkreises hatte sich inzwischen völlig verändert. Sarka-Mana stand in einer Entfernung von vielleicht sieben Schritt vor Dama-Schenk, der einen mittelgroßen Kürbis in der ausgestreckten Rechten hielt. In des Fakirs Hand aber blinkten zwei lange, spitze Messer von denen er das eine jetzt prüfend wog und es dann blitzschnell nach dem Kürbis hinschleuderte. Und bis zum Heft fuhr es in die gelbe Frucht hinein.



Der erste japanische Lenkballon.

Hierauf kam das Entsetzliche, das meine gewiß nicht verweichlichten Nerven bis zum Reißen spannte und meine Seele mit Schaudern erfüllte.

Blitzschnell hatte der alte Indier das zweite Messer dem ersten folgen lassen, aber sich dabei ein anderes Ziel gewählt — Lundja-Manas Herz, in dem die blitzende Stahlklinge vollständig verschwunden war. Und allmählich sank nun die Gestalt des braunen Mädchens zusammen, verschwand langsam wieder im Innern des aus Weiden geflochtenen Behälters. Die dunklen Augen aber ruhten, bis der Rand des Korbes sie verdeckte, noch immer mit dem gleichen, unendlich wehmütigen Ausdruck auf meinem Freunde, der, zitternd wie Espenlaub, einer Ohnmacht nahe, in seinem Stuhle lehnte. Minuten vergingen . . . Die beiden Indier standen jetzt wieder wie die Bildsäulen mit über der Brust gekreuzten Armen da. Es war, als ob sie durch ihre völlige Bewegungslosigkeit den erschütternden Eindruck dieses furchtbaren Schauspiels noch erhöhen wollten. Und auch all die, die Zeugen dieses für das menschliche Begriffsvermögen gänzlich unerklärlichen Vorganges gewesen waren, befanden sich in einer Art schwerer Erstarrung, blieben regungslos, stumm, richteten ihre Blicke wie gebannt auf den Weidenkorb, als müßte aus dem hellen Geflecht jeden Moment das Blut der Indierin hervorsickern . . .

Plötzlich wurde jedoch die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf etwas anderes gelenkt. Mein Freund hatte sich, noch bevor ich ihn daran zu hindern vermochte, erhoben und war taumelnd wie ein Trunkener, vorwärtsgeschritten. Vor dem Korbe machte er halt, stürzte einen markerschütternden Schrei aus und stürzte vornüber zu Boden, wobei er den Korb im Fallen mit umriß. Und jetzt sah man — woran ich niemals gezweifelt hatte! — daß dieser wie vorher vollständig leer war . . .

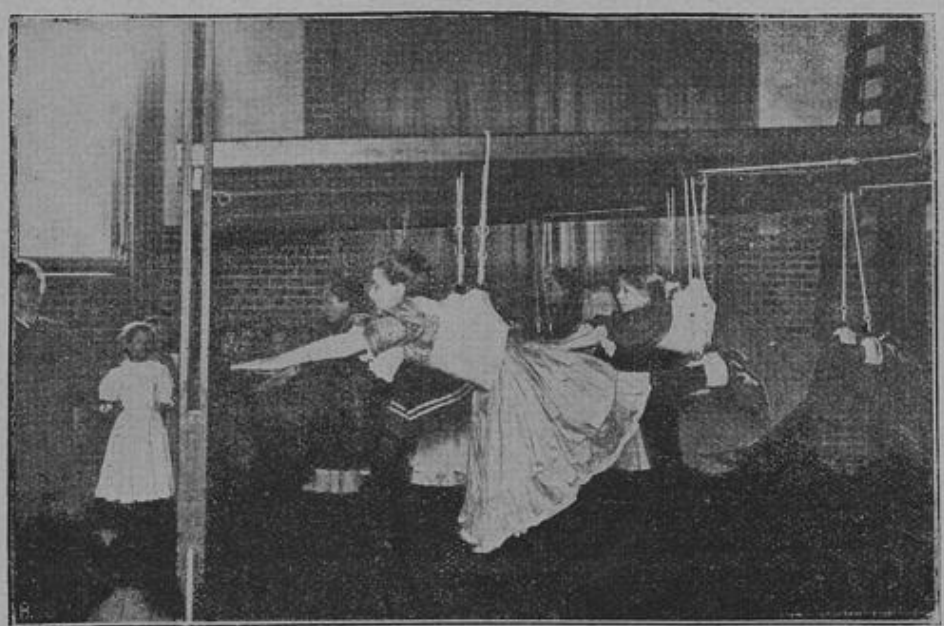
*

Soeben hatte die Weckeruhr Elf geschlagen. In unserem kleinen Häuschen saß neben dem Lager Erichs, das wir aus Decken auf dem Fußboden zurecht gemacht hatten, Dr. Schusterius, der Leibarzt des Fürsten, und prüfte eben den Pulsschlag des Kranken, der jetzt in vollkommener Apathie dalag, nachdem es uns erst nach stundenlangen Bemühungen gelungen war, ihn aus der tiefen Ohnmacht zu erwecken. Ich selbst hatte meinen Platz an dem Mitteltisch gewählt und schrieb beim Scheine der halbverhüllten Lampe einen ausführlichen Bericht an den Filialleiter in Kallutta, der mir umgehend einen anderen Ingenieur für meinen sicherlich für längere Zeit arbeitsunfähigen Freund herausschicken sollte. —

Dr. Schusterius, ein geborener Rheinländer, der nach mannigfachen Schicksalen diese glänzende Stellung bei dem Rajah gefunden hatte, verließ jetzt leise seinen Platz und winkte mir dabei verstohlen zu, ihn mit hinauszubegleiten.

„Mit ihrem Kollegen steht's schlecht," sagte er draußen zu mir. „Das Herz setzt alle Augenblicke aus. Und diese plötzlich eingetretene Herzschwäche ist mehr als bedenklich."

Ich hatte mich bisher gescheut, dem Landsmann etwas von dem Herzensroman Erichs



Trockenschwimmunterricht in der Schule.

mitzuteilen und ihn bei dem Glauben gelassen, daß mein Freund infolge der aufregenden Vorstellung des Fakirs von diesem schweren Nervenanfall heimgesucht worden sei. Jetzt hielt ich es aber doch für geraten, ihm die volle Wahrheit einzugestehen. — Aufmerksam hörte Dr. Schusterius mir zu.

„Also so liegt die Sache!" meinte er dann sehr ernst. „Nun begreife ich ja erst, wie Ihren Kollegen dieses letzte Experiment so furchtbar angreifen konnte. Für mich unterliegt es hiernach auch keinem Zweifel mehr, daß Sarka-Mana mit voller Absicht gerade dieses Gauklerkunststück in sein Programm aufgenommen hat. Ihm war es fraglos darum zu tun, den weißen Sahib, der ihm seine Enkelin entführt hat, einzuschüchtern. Schade nur, daß wir nicht wissen, wo Ihr Freund Lundja-Mana verborgen hält. Sonst würde ich doch dafür sein, das Mädchen schleunigst herbeiholen zu lassen, um eben allen weiteren unangenehmen Folgen vorzubeugen."

„Sie meinen also, meinem Kollegen droht Gefahr . . ?" fragte ich schnell.

Dr. Schusterius umging eine direkte Antwort.

„Auch ich will jetzt ganz offen zu Ihnen sein. Als ich vor fünf Jahren — ich war bis dahin Schiffsarzt der Hamburg-Amerika-Linie gewesen — meine Stellung bei dem Rajah antrat, da habe ich in der ersten Zeit ebenfalls immer spöttisch gelächelt, wenn Fakire im fürstlichen Palast in der Residenz Brolawana ihre Vorstellungen gaben. Als gebildeter Mensch war es mir unmöglich, an übernatürliche Dinge bei diesen Vorstellungen zu glauben. Ja, ich habe sogar mit kühler Ruhe versucht Erklärungen für all diese geheimnisvollen Vorgänge zu finden, habe damit auch verschiedentlich Erfolg gehabt. Und doch blieb trotz alledem immer noch ein Rest von ungelösten Rätseln zurück. Ich will Ihnen nur einen dieser Fälle kurz schildern. Es ist derselbe, auf den der Fürst vorhin anspielte. Eines Tages im vorigen Frühjahr war Sarka-Mana bei uns im Palast erschienen und hatte sich erboten, eine Vorstellung zu geben. Da bei dem Rajah gerade mehrere Mitglieder der englischen Aristokratie als Gäste weilten, wurde der Fakir für den nächsten Nachmittag bestellt. Unter anderen Kunststücken zeigte er damals nun auch dasselbe Experiment, welches wir heute sahen. Er schoß einen vorher gekennzeichneten Pfeil in die Luft, nachdem er fast genau dieselben Worte von der jedem Uebeltäter drohenden Strafe der Götter gesprochen hatte. Ich muß noch bemerken, daß kurz vorher einer der Diener des Fürsten im Schloßgarten von einem unbekannten Täter erstochen und beraubt worden war. — Am nächsten Morgen fand man nun in einem Hause eines der verrufensten Stadtteile der Residenz einen übel beleumundeten Menschen auf, dem der Pfeil des Fakirs mitten im Herzen saß. Und das Merkwürdige: das Geschoß hatte tatsächlich den Richtigen getroffen. Denn bei dem Toten entdeckte man später die Uhr und die Börse des ermordeten fürstlichen Dieners. — Hätte man mir diese mysteriöse Geschichte nur erzählt — ich würde ihr nie irgend welche Wichtigkeit beigemessen haben. Aber ich habe eben alles miterlebt, alles sorgfältig nachgeprüft. Tatsache ist, daß damals Vollmond war und daß Sarka-Mana, sein Gehilfe Dama-Schenk und seine Enkelin schon am Abend Brolawana verlassen und die Nacht in einem entfernten Dorfe zugebracht hatten. — Nach diesem Erlebnis gab ich es auf, mich mit den geheimnisvollen Eigenschaften der indischen Fakire kritisch zu beschäftigen, womit ich allerdings nicht sagen will, daß ich ihnen übernatürliche Fähigkeiten zutraue. Für mich steht nur fest, daß es Leute sind, die mit überaus großer Schlauheit und bester Ausnutzung der gegebenen Umstände arbeiten und außerdem noch über ein ganzes Heer von unbekannten Helfershelfern verfügen, mit deren Unterstützung es ihnen allein gelingt, ihre Künste mit einem so undurchdringlichen Schleier zu umhüllen. — Doch jetzt kommen Sie — ich möchte Ihrem Freunde noch ein anderes Medikament geben."

Gern hätte ich den Landsmann noch mehr gefragt. Aber mir schien es, als ob er ein längeres Gespräch über die Fakir-Sekte vermeiden wollte. So folgte ich ihm denn langsam in das Haus. —

Nachdem unser Patient willig die Arznei genommen hatte, verabschiedete sich Dr. Schusterius.

„Falls Sie mich brauchen, lassen Sie mich nur sofort holen. Ihr Diener weiß ja, wo mein Wohnzelt steht," sagte er noch, drückte mir die Hand und schritt dann durch die fast taghelle Nacht dem Jagdlager des Rajahs oben auf dem Palmenhügel zu. — Ich war mit Erich allein, der regungslos auf seinem Lager ruhte. Der Mond, der senkrecht über unserem Häuschen stand, schien durch die offene, nur mit einem feinen Gazenetz überspannte Dachluke in das Zimmer und zeichnete auf dem Fußboden ein helles Viereck. Leise surrten die Ventilatoren und ein erfrischender Luftzug durchwehte ununterbrochen den kleinen Raum. Hasso, der Wolfsspitz, lag zu meinen Füßen, den Kopf nach seinem Herrn hin gerichtet, und schlief. Und im Traum winselte der Hund bisweilen leise auf, als ob ihn irgend etwas ängstigte. Ich hatte mir ein Buch vorgenommen und las. Denn schlafen konnte ich nach dem Tage mit all seinen Aufregungen doch nicht.

Die Weckeruhr schlug dreiviertel Zwölf. Mit einem Male bewegte der Kranke sich. Als ich hinsah, hatte er den Kopf in die Hand gestützt und starrte nach oben, wo der Mond durch das Gazenetz der Dachluke wie ein gelblicher, verschwommener Kreis sichtbar war.

„Kann ich dir etwas reichen, Erich?" fragte ich fürsorglich.

Er antwortete nicht, trotzdem er die Augen weit geöffnet hatte. Nochmals fragte ich — — Er blieb stumm.

Auch Hasso war wach geworden. Langsam ging er jetzt auf das Lager seines Herrn zu und wedelte bittend mit dem Schwanz... Er wurde ebensowenig beachtet... Da kam das treue Tier zurückgeschlichen und streckte sich wieder unter meinem Stuhle hin...

Von fern her schallte das Kreischen einer aufgescheuchten Affenherde herüber, gleich darauf das langgezogene, schauerliche Geheul eines Panthers.

Ich fühlte, wie mein Herz schneller und schneller schlug, wie mich plötzlich eine unerklärliche Angst überfiel. Das Alleinsein mit dem Kranken, der noch immer, als ob sein Geist völlig umnachtet war, zum Himmel emporstierte, wirkte auf meine überreizten Nerven immer peinigender... Vergebens zwang ich mich zum Weiterlesen. Meine Gedanken schweiften fortwährend ab. Ich überflog die Seiten und wußte nichts von ihrem Inhalt. Große Schweißperlen standen mir auf der Stirn und meine Hände waren kalt und feucht.

Da begann die Uhr zwölf zu schlagen...

Der letzte Schlag war eben verhallt, als mein Freund plötzlich laut aufschrie... Der Schrei hatte nichts Menschliches an sich... Hasso und ich fuhren gleichzeitig entsetzt empor. Mit zwei Schritten befand ich mich an der Lagerstatt des Kranken, der jetzt mit weit aufgerissenen Augen auf dem Rücken lag...

Ich taumelte fast zurück, schaute nochmals hin, beugte mich vor, um genauer sehen zu können — kein Zweifel — was dort aus Erichs Brust, genau an der Stelle, wo sich das Herz befinden mußte, herausragte, war ein Pfeil — derselbe Pfeil mit den hellen Bändern am Schaft, den Sarka-Manas Bogen heute in den unermeßlichen Aether hinausgeschickt hatte . . . Und langsam färbte sich jetzt auch meines Freundes weißes Nachtgewand auf der Brust dunkelrot . . .

Noch stand ich halbgelähmt, unfähig, das Schreckliche zu fassen, da, als Erich keuchend und kaum verständlich hervorstieß:

„Fritz . . . Fritz . . . rette . . . Lundja-Mana — Insel im Flusse, wo Arbeitsmaterial . . ."

Dann stöhnte er noch einmal tief auf, seine Arme zuckten wie im Krampf, und alles war vorüber — —

Eine Viertelstunde später kam Dr. Schusterius, den ich durch meinen Diener hatte rufen lassen, notdürftig bekleidet, ganz atemlos angerannt. Er konnte nur noch den bereits eingetretenen Tod feststellen. Nachdem ich ihm erzählt hatte, was seit seinem Fortgange geschehen war, wies er mit der Hand nach oben, wo in dem straff gespannten Gazenetz der Dachluke ein zackiger Riß klaffte.

„Dort ist der Pfeil hindurchgefahren," sagte er leise, damit ihn die draußen die Tür umdrängende Menge der Diener und Arbeiter nicht verstehen sollte. „Woher das Geschoß aber gekommen — die Frage wird Ihnen niemand beantworten können — niemand!"

Am nächsten Vormittag machte ich mich in Begleitung des Doktors nach der kleinen Insel auf, die mitten in dem nur zwei Meilen entfernten Flusse lag und auf der wir in einer Wellblechbude das Material für den Brückenbau vorläufig untergebracht hatten. Wir fanden das langgestreckte, niedrige Wellblechgebäude unversehrt vor. Die Tür war mit einem Vorhängeschloß fest verschlossen. Schon wollte ich es

mit dem Schlüssel öffnen, als Hasso, an der anderen Seite der Insel, plötzlich in ein klägliches, ganz eigentümlich klingendes Geheul ausbrach, das gar nicht verstummen wollte.

„Kommen Sie", sagte da mein Gefährte kurz. „Ich kenne diese Art von Hundegeheul. Hasso hat fraglos eine menschliche Leiche gefunden . . ."

Durch dichtes Gestrüpp mußten wir uns den Weg bis zu jener Stelle bahnen, zu der uns des Tieres langgezogene, jämmerliche Töne hinführten. Und Dr. Schusterius hatte das Richtige vermutet: Die Arme unterm Kopfe verschränkt, mit friedlichem Lächeln, als wenn sie schliefe, lag dort Lundja-Mana, die Enkelin des alten Fakirs. In ihrem Herzen aber steckte, bis zum Heft hineingetrieben, ein langes Messer . . .

Erschüttert standen wir eine Weile wortlos vor diesem rührenden Bilde. Dann sagte mein Landsmann, trübe vor sich hinnickend:

„Also auch sie hat so bitter büßen müssen . . ! Armes, braunes Kind . . . ! Deine Liebe zu dem weißen Sahib ist dir wirklich teuer zu stehen gekommen . . . — Und Sie, lieber Freund — verstehen Sie jetzt die volle Bedeutung all der rätselhaften Warnungen Sarka-Manas? Bis zur ersten Vollmondnacht sollte Lundja-Mana zu ihrem Großvater zurückkehren — sonst . . . ! Und dieses „sonst" ist pünktlich eingetreten."

Rajah Sadani hat damals all seine Macht aufgeboten, um des Fakirs und dessen Gehilfen Dama-Schenk habhaft zu werden. Die beiden waren wie vom Erdboden verschwunden und ich habe auch nie wieder etwas von ihnen gehört, trotzdem ich noch beinahe zwei Jahre in Indien blieb. In meinem Arbeitszimmer aber hängt unter ausländischen Waffen ein langer Pfeil, an dessen Schaft verschiedene helle Bänder befestigt sind. Eines von diesen trägt mit großen Buchstaben die Aufschrift von der Hand meines toten Freundes „Lundja-Mana".

Hans der Fünfte.

Erzählung von F. Hechinger.

(Nachdruck verboten.)

Sie waren eben aus dem Ei gekrochen.

„Wie viel sind's?" fragte Hans Vater.

„Fünf," antwortete die glückliche Mutter.

Die ersten Tage konnten die Kleinen nichts sehen. Das lag nicht allein daran, daß Mutter die Flügel sorgsam über sie gebreitet hielt, auch die Augen waren geschlossen.

Desto eifriger wurden die Schnäbel geöffnet und fünf hungrige Mäuler zu stopfen, das ist keine Kleinigkeit.

Nur einen Augenblick hob Frau Hansi die Flügel, sie war ein wenig besorgt, denn ihr Mann hatte zuweilen tyrannische Gelüste.

Als Hans Vater den jüngsten seiner Nachkommen erblickte, wurde dieser mit einem wütenden Hieb durch seinen Schnabel gezüchtigt, der ihm beinahe das Lebenslicht ausgeblasen hatte.

Und warum? — —

Hans der Fünfte hatte auf seinem Rücken, der mit zartem Flaum schwach bedeckt war, einen schwarzen Fleck.

„Rabenvater!"

Mit diesem entrüsteten Ruf deckte die gekränkte Mutter ihre Kinder schleunigst zu. — —

Die Fünf wuchsen lustig und vergnügt auf.

Sie hatten ihre vollkommene Freiheit bei Fama, der der ehrsamen Zunft Hans Sachsens angehörte.

Bis zum Fensterbrett wurden ihre Terrainkenntnisse ausgedehnt. Da hatten sie die schönste Aussicht auf's Grüne, denn Fama, der gleichzeitig Portier war, wohnte in einer feinen Gegend, und in einer Wohnung, die vorn und hinten einen gut gepflegten Garten hatte.

Später wurde Hans der Fünfte gar der Liebling seines Vaters. Er bekam die beste Stimme und bildete sich auch nicht wenig darauf ein.

Aber wie Hoffahrt immer zu schanden wird, so auch hier. Hans der Fünfte wurde gleich seinen Geschwistern eines schönen Tages in Holzkäfige gesteckt, die nur durch einige Milchglasscheiben erhellt waren.

So von der Außenwelt abgeschlossen zu sein, das war allerdings recht langweilig.

Hans Vater sang seinen Sprößlingen zwar die schönsten Lieder vor, aber sie piepsten kläglich, bis er ihnen erzählte, daß ihre unangenehme Haft bald zu Ende wäre, wenn sie tüchtig lernten. Da gab sich denn Hans mit seinen Geschwistern die größte Mühe, den richtigen Ton zu finden, um schleunigst aus dem engen Käfig herauszukommen.

Aber wie man sich an Gutes und Schlechtes gewöhnt, so geschah es auch hier. Die Kleinen vergaßen schließlich, daß sie nicht frei waren und wurden lustig und munter. Sie waren eben noch jung. — —

Eines Tages kam ein Herr zu Fama und bestellte sich ein paar Stiefel. Um ihn herum sangen die Vögel um die Wette, und der Herr hob lauschend den Kopf.

„Ihr habt ja prächtige Sänger, Meister," sprach er anerkennend, „und ich sehe, es sind nicht wenige. Da könnte ich mir am Ende aus der Verlegenheit helfen. Meine kleine Tochter wünscht sich zu Weihnachten sehnlichst einen Kanarienvogel. Da bin ich ja bei Ihnen an die richtige Adresse geraten."

Geschmeichelt erklärte Fama: „Ich überlasse dem Herrn Rittmeister sehr gern einen Vogel. Für reelle Bedienung bürge ich auch."

Hans der Fünfte wünschte sehr, daß auf ihn die Wahl des Herrn fiele. Wie freute er sich, als der Rittmeister auch schon auf ihn deutete und sagte: „Das ist der beste Sänger."

„Wenn sich der Herr Rittmeister nicht daran stößt, daß der Vogel einen kleinen schwarzen Fleck auf den Rücken hat, könnte ich ihn sehr empfehlen," erwiderte Fama.

„Der schwarze Fleck stört mich gar nicht, den finde ich gerade apart."

Hans fühlte sich sehr gehoben und machte sich ganz dick vor Eitelkeit.

„O weh," rief da der Rittmeister besorgt, „sehen Sie nur wie sich der Vogel aufpustet, er ist gewiß nicht gesund."

Wie sich da Hans der Fünfte schleunigst dünne machte.

Als der Herr das sah, lachte er laut und rief: „Merkwürdig, als wenn das Tier verstanden hätte, was ich sagte."

„Der Vogel ist ganz gesund," versicherte Fama. „Selbstverständlich verkaufe ich Ihnen das Tier unter Garantie."

„Ich nehme ihn auf Ihre Empfehlung," versetzte der Herr beruhigt. „Schicken Sie mir den Vogel nur nach der Hohenzollernstraße, aber erst am Weihnachtstage, das ist früh genug." — —

Die kurze Zeit verging Hans in großer Aufregung. Bald nahte die Stunde, wo Hans von seinen Eltern und Geschwistern getrennt wurde. Man packte ihn in seinem hölzernen Käfig in ein wollenes Tuch ein, so daß es ganz dunkel wurde, dann fühlte sich Hans fortgetragen. Es war ihm recht unbehaglich zu Mute. Zuguterletzt wurde er müde und schlief ein.

Erschrocken zog er seinen Kopf aus den Flügeln, als ihn plötzlich große Helle umgab. Er riß seine Augen weit auf. Etwas Schöneres meinte er noch nie gesehen zu haben, wie den strahlenden Christbaum, der so herrlichen Schmuck aufwies.

Unter dem Baum stand ein wundervolles Haus mit bunten Glasscheiben. Eine schöne blonde Dame in einem schleppenden Sammtkleid öffnete jetzt Hänschens Holzkäfig und ließ ihn in seine neue Behausung schlüpfen. Ehe er noch Zeit fand, diese eingehend zu betrachten, tönte ein helles Glockengeläute, dann wurde eine feierliche Melodie gespielt. Dann ging die Tür des Nebenzimmers auf und ein kleines, blondlockiges Mädchen stürzte gerade auf die Stelle zu, wo Hans sich befand.

„O du lieber, goldener Hans, wie sollst du es gut bei mir haben," rief seine neue Besitzerin entzückt.

Margot hieß das einzige Töchterchen des Rittmeisters. Sie blieb den ganzen Abend wie gebannt vor Hansens Käfig stehen und hörte seinem Gesang zu; denn angeregt durch die fröhlichen Stimmen des Personals, das sich auch um den Tisch versammelt hatte, zeigte er, was er konnte.

Unbeachtet blieb die Puppenstube, die Küche und die Kochmaschine, nichts lockte Margots Aufmerksamkeit, keins von den vielen Spielsachen wurde angerührt, aber die Frau Rittmeister meinte lächelnd: „Ein paar Tage und die Liebe hat sich abgekühlt."

Sie sollte recht behalten.

*

Bald stand Hänschen vergessen in seinem prächtigen Käfig. Wenn die Kammerzofe, die mit seiner Bedienung betraut wurde, nicht so gewissenhaft gewesen wäre, so hätte es schlecht um Hänschens Wohlfahrt ausgesehen. — —

Der Frühling kam heran und Hänschen erhielt seinen Platz am Tage auf dem schönen Balkon.

Der Flieder duftete, die frechen Spatzen aber hüpften vor

Hansens Käfig vorbei und lärmten: „O du dummer Gelbrock, du bist nichts anderes als ein Stubenhocker. Wir werden nicht so pünktlich bedient wie du, aber dafür finden wir selber unser Brot und haben unsere Freiheit."

Hans hielt es nicht der Mühe wert, sich mit den Plebejern abzugeben. Ein niedliches Finkenweibchen flog jetzt auf seinen Bauer und guckte vergnügt herein.

„Kannst du nicht herauskommen?" bat sie. „Ich weiß ein herrliches Nest hier ganz in der Nähe. Die Schwalben haben es im vorigen Jahre bewohnt und sind nicht wieder gekommen. Die Spatzen haben schon ein Auge darauf geworfen, also besinne dich nicht lange."

Hans gefiel das nette Weibchen.

„Ich folgte dir schon gern," erwiderte er betrübt, „aber meine Tür ist leider fest verschlossen. Kannst du sie nicht von außen öffnen?"

Wie er noch so sprach, da kam die Kammerzofe auf den Balkon und husch flog Madame Fink davon.

Lisette deckte den Tisch. Die Frau Rittmeister gab ihrem kleinen Töchterchen eine Kindergesellschaft. Das war bald ein Geschrei und Lachen. Hans sah zu, wie sich die kleinen Freundinnen Margots die Schokolade und den Kuchen schmecken ließen. Für ihn fiel auch manch Krümchen ab.

Margot wurde gar nicht müde, Hänschen zuzurufen: „Hänschen, sing uns was vor." Sie schlug mit dem kleinen Finger Takt und pfiff wie ein kleiner Straßenjunge und Hans schmetterte dann mit ihr um die Wette, daß die Kinder laut jubelten.

Hans hatte auch schon einige Unarten gelernt. Er biß in Margots Finger hinein, wenn sie ihn neckte, aber es tat nicht weh, wie sie versicherte, doch wenn sie es zu arg trieb, konnte er auch tüchtig schimpfen.

Zuletzt liefen die Kinder in die Wohnung. Die Tür aber zu Hansens Bauer war durch Margots Unachtsamkeit offen geblieben. Hans stieß noch ein wenig mit dem Schnabel daran und äugte dann nach seiner neuen Gefährtin aus.

Die ließ schon am nächsten Baum ihre lockende Stimme vernehmen. Hans warf nicht mal einen Blick zum Abschied ins Haus und flog zum Finkenweibchen. Beide fanden auch bald das Nest verlassen, wie es Frau Fink geschildert, und nahmen frohlockend davon Besitz. — —

*

Hans der Fünfte war glücklicher Vater geworden.

„Wie viel sind's?" fragte er neugierig.

„Fünf," antwortete das Finkenweibchen.

Einige Zeit später war er sehr betrübt, daß seine Sprößlinge so gar nichts von ihr, der Mutter, hatten. Hans aber war von höchstem Stolze erfüllt, als sich bei näherer Besichtigung herausstellte, daß Hans der Fünfte junior genau den schwarzen Fleck auf dem Rücken hatte, wie sein Vater.

Die Fünf wuchsen lustig und vergnügt aus.

Es war ein kühler Herbsttag, da sagte der Rittmeister nachdenklich: „Merkwürdig, ich meine immer hier in der Nähe unseren Ausreißer Hans zu hören. Ich möchte wetten, er ist nicht weit von uns entfernt. Hast du damals auch in der Nachbarschaft fragen lassen, ob sich Hans dort vielleicht eingefunden hat, Geraldine?"

„Schon um Margots willen habe ich jeden möglichen Versuch gemacht, des Vogels wieder habhaft zu werden," erwiderte seine Frau lächelnd, „das Kind gebärdete sich ja damals rein närrisch und klagte, daß die bösen Sperlinge gewiß ihr Hänschen tot gemacht hätten. Aber, daß du Hans zu hören meinst, das ist die pure Einbildung."

„Hans hatte einen bestimmten Ton," beharrte der Rittmeister, „jetzt höre ich ihn ganz deutlich wieder."

Auf einmal stießen die beiden einen überraschten Ruf aus. Da entdeckten sie Hans mit seiner ganzen Familie auf einen Baum, sie saßen eng aneinander gekauert, sie froren wohl.

Frau Rittmeister holte schleunigst den verlassenen Bauer und öffnete das Türchen. Hans wußte zuerst nicht, was er dabei tun sollte, weil er sich doch ein wenig schämte, seinem früheren Brotherrn so mir nichts dir nichts ausgerissen zu sein. Als er aber sah, wie seine liebe Finkenfrau und die kleine Gesellschaft vor Kälte zitterte, da nahm er sich ein Herz — und flog voran in den Bauer und die ganze Familie hinter ihm drein. Da war denn der Jubel groß im Hause des Rittmeisters, als der tapfere Hans mit seiner ganzen Familie es sich recht heimisch machte, und aus Dankbarkeit die braven Hausleute durch hellen Gesang und das lustige Auf und Ab ihres Wesens erfreute.

Brillanten

blendend schönen **Teint**, weiße, sammetweiche **Haut**, ein zartes reines Gesicht und rosiges jugendfrisches **Aussehen** erhält man bei täglichen Gebrauch der allein echten

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, à St. 50 Pfg. überall zu haben.

Unsere Bilder.

— **Die Stadt Monaco** (Siehe Bild Seite 401), bekannt und berüchtigt als Sitz der größten Spielhölle der Welt, ist auf einem weit ins Meer hinausragenden Felsen äußerst reizvoll gelegen. Schloß und Park ragen, von einer festen Bastion umgeben, hoch über die ewig bewegte See hinaus, die im Glanze der südlichen Sonne und unendlicher Farbenpracht spielt. In dem kleinen Fürstentum ist seit einigen Wochen die „glorreiche Revolution" beendet, die übrigens nicht einen Augenblick den Fortbestand der Dynastie in Frage stellte, weil diese den Wünschen des aufgeregten Volkes schnell entgegenzukommen wußte. Der durch seine wissenschaftlichen Meerfahrten bekannte Fürst Albert verlieh nämlich seinen Monogassen eine Konstitution und — verzichtete auf den größten Teil seiner Einnahmen aus der Spielbank. Sie werden von nun an das Staatssäckel füllen und die Bewohner des schönen Fleckchens Erde werden in Zukunft ohne Steuerzahlung herrlich und in Freuden leben. — Wenigstens hoffen sie das; wenn nur Hoffnungen nicht so trügerisch wären!

— **Der erste Automobilschlitten auf der Schneekoppe.** (Siehe die Bilder Seite 404.) Wer die 1605 Meter hohe Schneekoppe im Riesengebirge einmal zu Fuß bestiegen hat, weiß, mit welchen Schwierigkeiten dieser Aufstieg verbunden ist, zumal im Winter. Dem Konstrukteur Reinhold Steinbrecher in Trautenau ist es nunmehr gelungen, mit seinem selbstkonstruierten Gebirgsmotorschlitten ohne besondere Umstände auf die Koppe zu gelangen. Die Aufstiege erfolgten sowohl auf dem alten steilen, wie auf dem neuen „Jubiläumsweg". Es ist das erste Fahrzeug, das derartige Höhen erklommen hat. In der Ebene erreicht der Schlitten eine Geschwindigkeit von 30 bis 40 Kilometer, und der Antrieb ist derart durchdacht, daß er alle Schneeverhältnisse überwindet.

— **Der erste japanische Lenkballon.** (Siehe Bild Seite 405.) Die gelehrigen Japaner beginnen, wie auf allen Gebieten, so auch in der Flugschiffahrt von den europäischen Erfindungen zu profitieren. Ein Japaner Yameda hat den ersten japanischen Lenkballon gebaut. Auf einem großen Felde bei Tokio fanden die ersten Versuche statt, und der Erbauer hat bereits einige größere Flüge ausgeführt. Unsere Abbildung zeigt neben dem Flugschiff auch einen japanischen Fesselballon.

— **Trockenschwimmunterricht in der Schule.** (Siehe Bild Seite 405.) In einigen Schulen der Stadt Rixdorf wird in der Turnstunde Trockenschwimmunterricht erteilt. Hierbei üben die Kinder am Schwebeleitergerüst die zum Schwimmen erforderlichen Bewegungen, so daß es zur Erlernung des Schwimmens im Wasser nur noch kurzer Zeit bedarf.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Silben-Rätsel: Waldenburg, Aachen, Rixdorf, Meiningen, Barmen, Riesa, Urach, Neumünster, Naumburg, Warmbrunn.

Wechsel-Rätsel: Jowa — Jota.

Buchstaben-Rätsel: Otto, Lotto, Motto.

Rebus: Mondlandschaft.

Redaktion: Erwin Thyssen;
Druck und Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag Düsseldorf m. b. H.; beide in Düsseldorf.